

Beñat Sarasola ist Schriftsteller und Übersetzer. Er hat zwei Gedichtbände, einen Essay und zwei Romane veröffentlicht und seine Werke ins Spanische, Katalanische und Deutsche übersetzt. Sieben Jahre lang kuratierte er die Poesie-Anthologie-Reihe Munduko Poesia Kaierak, die zeitgenössische Weltpoesie vorstellt. Als Übersetzer hat Sarasola Philip Roths Roman *Nemesis* und die Lyrik von Frank O'Hara ins Baskische übertragen.

Eines der »besten Bücher des Jahres 2024 auf Katalanisch, Galicisch und Baskisch«
EL PAÍS

Cristina Bendel
1966 geboren, ist Diplom-Übersetzerin und lebte rund neun Jahre im spanischen Baskenland, wo sie als Übersetzerin tätig war und Deutsch für baskische und spanische Muttersprachler unterrichtete. Ihre Begeisterung für die baskische Sprache und Kultur bleibt ungebrochen und prägt ihr Leben und Wirken bis heute.

Mehr über Ideen, Autor:innen und Programm des Verlags finden Sie auf www.verlagshausroemerweg.de und in Ihrer Buchhandlung.

»I look at you and I would rather look at you
than all the portraits in the world.«

Frank O'Hara, *Having a Coke with You*

Museum of Modern Art, New York, 1960. Vor dem Hintergrund der Ausstellung »New Spanish Painting and Sculpture« trifft der Dichter Frank O'Hara auf Künstler und Regierungsvertreter seiner Zeit. Die Kunstwelt brodelte, steht kurz vor der kulturellen Revolution, es kommt zu faszinierenden Begegnungen.

Ebenso einfühlsam wie radikal zeichnet *Auf eine Cola mit dir* das Bild eines Menschen nach, dessen Liebe der Musik, dem Tanz und der bildenden Kunst galt, und der seine berühmten Gedichte während der Mittagspause kritzelte. Der Roman erweitert tatsächliches Material aus O'Haras Leben wie Briefe, Zeitungsausschnitte und Gedichte um fiktionale Dimensionen: die Reise nach Spanien im Frühjahr 1960.

Die Erzählung zeichnet in exakt komponierten Sprachbildern O'Haras Leben nach, detailliert recherchiert vor Ort in New York. Seine sentimentale Beziehung zu dem Tänzer Vincent Warren, der O'Haras Geliebter war, wird zur Inspiration für seine berühmtesten Gedichte, wie *Having a Coke with you*. Der baskische Autor Beñat Sarasola erzählt die Liebesgeschichte der beiden Männer, die mit dem frühen Unfalltod O'Haras enden sollte, und reflektiert die gefährliche Vereinnahmung von Kunst durch Machtstrukturen wie in Spanien das Franco-Regime.

Auf eine Cola mit dir ist ein zeitgenössischer literarischer Roman, der sich an Kunst- und Literaturliebende gleichermaßen wendet, die die Einbettungen in das politische Umfeld aufmerksam verfolgen.

www.verlagshaus-roemerweg.de

ISBN 978-3-7374-1263-6



S. Marix Verlag

S. Marix Verlag

Beñat Sarasola

AUF EINE COLA MIT DIR

AUF BEÑAT EINE SARASOLA COLA MIT ROMAN DIR

Erst steigt die Luftblase rasch aus der schäumenden Badewanne nach oben, doch beim Schweben durch die Luft wird sie langsamer und verhardt auf Franks Augenhöhe, ohne sich vor- oder rückwärtszubewegen. Das kleine Fenster ist wegen der Augusthitze geöffnet, doch es geht kein Lüftchen. Vielleicht ist die Schaumblase deshalb zum Stillstand gekommen und wartet nun darauf, dass eine Kraft – sei es von außen durch das Fenster oder von innen – sie weitertreibt. Man hört die raue Stimme von Billie Holiday durch das Fenster ins Innere dringen: *And once again these words I'd have to say, I'm a fool to want you*. Als die Trompete mit ihrem gefühlvollen Klang einsetzt, wird Frank von einer wehmütigen und zugleich freudigen Stimmung erfüllt. Wehmütig, weil Billie Holiday erst vor wenigen Wochen an den Folgen ihres Alkoholkonsums verstorben ist, und freudig, weil es ihm noch am selben Tag gelungen ist, das Leid dieses Augenblicks in einem Gedicht festzuhalten: »New York City, 12:20 Uhr, ein Freitag, drei Tage nach dem Tag der Bastille – ja, 1959 ...«

Aus dem Inhalt

Beñat Sarasola
Auf eine Cola mit dir

**BEÑAT
SARASOLA**

**AUF
EINE COLA
MIT DIR**

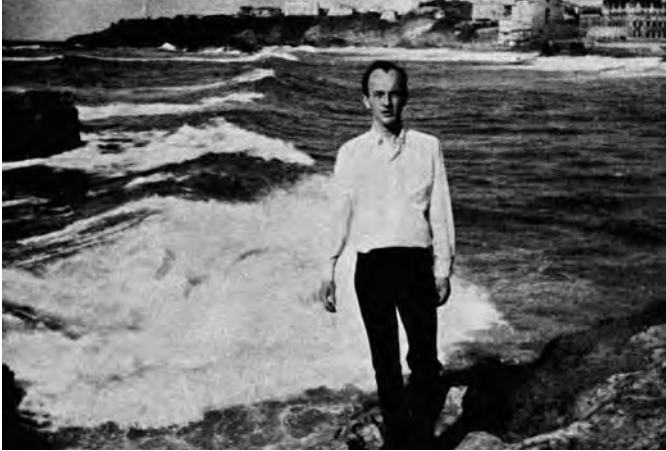
ROMAN

Aus dem Baskischen übertragen
von Cristina Bendel

Für Arantza Santesteban

INHALT

9	—	New York City, 6. August 1959
13	—	New York City, 20. September 1960
53	—	Cohasset, 24. Juli 1960
65	—	Montevideo, 1960
93	—	<i>New York Times</i> , 20. Juli 1960
97	—	New York City, 23. Juni 1960
107	—	São Paulo 1957, Venedig 1958
123	—	New York City, 17. September 1961
145	—	Irun, im September 1960
159	—	New York City, 21. April 1960
179	—	Bericht über die Ausstellung <i>Trece pintores españoles actuales</i>
183	—	New York City, 27. April 1960
191	—	New York City, 29. September 1960
213	—	Spanish Diary: 23. März 1960 – 15. April 1960
249	—	New York, 18. Februar 1961
263	—	<i>Art News</i> , September 1960
271	—	New York, 3. November 1959



Frank O'Hara am baskischen Strand

Having a Coke with you
is even more fun than going to San Sebastian,
Irún, Hendaye, Biarritz, Bayonne

Frank O'Hara

NEW YORK CITY, 6. August 1959

441 East 9th Street: 18:14 Uhr

Erst steigt die Luftblase rasch aus der schäumenden Badewanne nach oben, doch beim Schweben durch die Luft wird sie langsamer und verharrt auf Franks Augenhöhe, ohne sich vor- oder rückwärtszubewegen. Das kleine Fenster ist wegen der Augusthitze geöffnet, doch es geht kein Lüftchen. Vielleicht ist die Schaumblase deshalb zum Stillstand gekommen und wartet nun darauf, dass eine Kraft – sei es von außen durch das Fenster oder von innen – sie weiterrückt. Man hört die raue Stimme von Billie Holiday durch das Fenster ins Innere dringen: *And once again these words I'd have to say, I'm a fool to want you.* Als die Trompete mit ihrem gefühlvollen Klang einsetzt, wird Frank von einer wehmütigen und zugleich freudigen Stimmung erfüllt. Wehmütig, weil Billie Holiday erst vor wenigen Wochen an den Folgen ihres Alkoholkonsums verstorben ist, und freudig, weil es ihm noch am selben Tag gelungen ist, das Leid dieses Augenblicks in einem Gedicht festzuhalten: »New York City, 12:20 Uhr, ein Freitag, drei Tage nach dem Tag der Bastille – ja, 1959 ...«

Die Schaumblase scheint ihm ungewöhnlich groß und er starrt sie lange an, versucht, sich selbst in ihrer glänzenden Membran zu erkennen, fasziniert von dieser geheimnisvoll gekrümmten Welt. Gekrümmt oder rund, je nachdem, aus welchem Winkel man sie betrachtet – als befände sich das kleine Badezimmer in

einer gläsernen Schneekugel, die nur darauf wartet, dass jemand sie schüttelt und die weißen Flocken zu schweben beginnen. Er zieht die Knie an, und schon diese langsame Bewegung reicht aus, dass sich die Schaumblase sachte, aber unaufhaltsam auf die himmelblaue Kachelwand zubewegt. Im Bewusstsein ihrer flüchtigen Schönheit nimmt Frank vorsichtig die Hand aus dem Wasser und bewegt sie behutsam in der Luft, um die Schaumblase von ihrer Flugbahn in Richtung Wand wegzulenken. Doch ein unerwarteter, durch seine Handbewegung ausgelöster Wirbel lässt sie noch schneller ihrem Ziel entgegentreiben und verschärft das Problem, statt es zu lösen. Plötzlich wird Frank von einer unerklärlichen Unruhe erfasst, als wäre das Platzen dieser runden Miniaturwelt ein Vorbote dafür, dass auch die Welt, die sich in ihr spiegelt, bersten könnte. Gebannt folgt sein Blick dem Weg der Schaumblase in der Hoffnung, dass ein unerwartetes Ereignis ihre Bahn ändern möge. Doch als sie nur noch wenige Zentimeter von der bedrohlich harten Wand entfernt ist, bleibt ihm keine andere Wahl, als sich mit der Situation abzufinden, und in einem letzten verzweifelten Versuch pustet er mit voller Kraft, wie er es schon lange nicht mehr getan hat. Mit unberechenbaren Bewegungen tanzt die Schaumblase mal nach oben, mal nach unten, in einem eleganten, unregelmäßigen Rhythmus. Frank verfolgt gebannt, wie sie nach einigen riskanten Manövern schließlich auf das kleine Fenster zusteuert. Freudig sieht er, wie sie unversehrt entweicht, ohne dass ihre glänzende Membran platzt, getragen von der rauen Stimme Billie Holidays, die in Wellen durch den Raum dringt.

Zum ersten Mal, seit er in der Badewanne sitzt, taucht Frank nun den Kopf unter Wasser und genießt die Frische in seinem Gesicht. Als er wieder auftaucht, greift er zum Shampoo und gießt ungewollt etwas zu viel in die Handfläche. Da er nicht alles verwenden will, schüttet er einen Teil ins Badewasser. »Was für eine Verschwendung«, denkt er im Stillen, während er den Rest

vorsichtig in sein mittlerweile recht liches Haar einmassiert. In kreisenden Bewegungen fährt er fort, bedacht darauf, nicht mehr Haare als nötig zu verlieren. Damit ist er beschäftigt, als er hört, wie Joe die Wohnung betritt.

»Frank?«

»Hier bin ich, Sep, in der Wanne!«

Er hört die Schlüssel auf dem Holzregal im Eingangsbereich klappern, und wenige Sekunden später ein Klopfen an der Badezimmertür – tok, tok, tok.

»Ja?«

Die Tür öffnet sich einen Spalt, dahinter erscheint Joes Kopf im Dunkeln, da im Flur kein Licht brennt.

»Du hast es aber schon auf dem Schirm, oder?«

Frank macht eine sorglose Geste.

»Wie spät ist es denn?«

Ein Seufzen jener unverwechselbaren Art, wie es Joe immer entweicht.

»Das darf doch nicht wahr sein!«

Frank zieht in gespielter Ahnungslosigkeit die Augenbrauen hoch, obwohl beide das Spiel kennen.

»Gleich halb sieben!«

»Aha.«

Doch Frank verharnt seelenruhig im Badeschaum, als hafte weißer Nebel an seinem Kopf.

Er setzt das Theater fort und richtet seinen Blick auf Joe: »Schau mich nicht so an!«

Und damit ist die Szene beendet: Frank bricht in lautes Gelächter aus.

Auch Joe kann das übertrieben ernste Gesicht nicht länger halten und lacht laut auf.

»Du bist mir vielleicht einer!«

Sie hatten vor, John Button zu besuchen, und beiden war längst klar, dass sie fliegen müssten, wollten sie um sieben Uhr

dort sein. Von Zeit zu Zeit lädt Button sie zusammen mit anderen Freunden zu sich nach Hause ein. Er gehört zu den wenigen im Freundeskreis, die einen Fernseher besitzen, und so nutzen sie die Donnerstage, um gemeinsam Filme zu sehen. Heute steht ein romantischer Film mit Clark Gable und Gene Tierney auf dem Programm – so jedenfalls hat Frank es verstanden.

Als er aus der Badewanne steigt, schließt Joe die Tür und ruft ihm von draußen zu: »Beeil dich, wenn wir weiter so herum-bummeln, verpassen wir noch den Film.«

Frank trocknet sich mit dem Handtuch ab, zuerst den Kopf – vorsichtig, damit die Tropfen nicht herunterlaufen, und dann sorgfältig den ganzen Körper. Er hasst es selbst im heißesten Sommer, wenn man sich aus Eile oder Nachlässigkeit nicht richtig abtrocknet und sich anzieht, wenn die Haut noch feucht ist.

Joe öffnet wieder die Tür und schaut ihn mit großen Augen an: »Heute soll übrigens auch Vincent Warren kommen.«

»Vincent Warren? Der Tänzer?«

»Genau der.«

Frank fragt mit freundlichem Lächeln: »Den hast du doch neulich erst kennengelernt, oder?«

»Und auch gleich abgeschleppt, hab' ich dir das nicht erzählt?«, antwortet Joe lachend und es ist deutlich erkennbar, dass er nur einen Scherz macht.

»Schwindler!«

»Mach jetzt, sonst verpasst du ihn noch.«

»Sein Pech!«

Joe schließt erneut die Tür.

Frank, das Handtuch um die Hüften geschlungen, beeilt sich nun doch etwas – mit dem freudigen Gefühl, dass ein spannender Abend auf ihn wartet.

NEW YORK CITY, 20. September 1960

Museum of Modern Art: 10:00 Uhr

Frank ist zu spät ins Büro gekommen, wie immer in letzter Zeit. Er steckt bis zum Hals in Arbeit, doch schlimmer ist dieses bittere Gefühl, dass die Sache mit Vincent zu Ende geht. Hier die Arbeit, dort die verblässende Leidenschaft gegenüber Vincent – in jüngster Zeit hat er nur vereinzelt Gedichte geschrieben. Das letzte war jenes, in dem er Vincent so skizziert hatte: *Ich werde dir ein Stück Leinen reichen. Bedecke mein Herz damit, falls wir uns jemals entzweit haben sollten.* Er fügte eine Bemerkung hinzu: *Endlich! Auf viele weitere Jahre! Frank.* Drei Tage waren seit Vincents Geburtstag vergangen.

Als er das Gebäude betritt, steuert er direkt den Aufzug an – in einem angemessenen Tempo, um in niemanden hineinzulaufen. Anfangs langsam. Als sich die Aufzugtür öffnet und er eine Frau erblickt (wohl aus der Finanzabteilung), schnell; den Augenblick nutzend, dass sich sonst niemand in der Nähe aufhält. Als die Frau sieht, wie er sich zügig nähert, greift sie zuvorkommend mit der Hand in die Fahrstuhltür, wobei ihre metallenen Armbänder klimpern. Mit einem Lächeln bedankt er sich für ihre Aufmerksamkeit und geht hinein.

»Na, viel zu tun?«

Offensichtlich sieht sie es an Franks versteinerten Miene.

»Allerdings!«

Mit einer bedeutungsvollen Geste gibt er ihr zu verstehen, dass ihm die Aufgaben über den Kopf wachsen. Frank ist energischer, als man vielleicht von ihm erwartet. In der Verwaltung und der Finanzabteilung herrscht nämlich der Gedanke vor, dass die in der Kunstabteilung nicht einmal halb so viel arbeiten. Die Türen öffnen sich in der Etage der Finanzabteilung. Ohne der Frau Zeit für eine Antwort zu lassen, ruft er ihr zu, kurz bevor sich die Türen wieder schließen: »Ich muss einen Antrag auf Versetzung zu euch stellen.«

Das Rumpeln des Aufzugs beendet ihr Gespräch.

Am Schreibtisch nimmt er das braune Leder des Katalogs in Augenschein. Zahlreiche Exemplare liegen in einem heillosen Durcheinander verstreut herum. Er lässt sich auf den Bürostuhl fallen, wobei die Rollen ein Stück nach hinten gleiten, und überlegt, dass ihm ein Drink vielleicht guttun würde. Doch statt ein Glas zu holen, macht er sich daran, ein paar Dokumente auf dem Tisch zu ordnen, und es kommt ihm der Gedanke, dass die Veranstaltung am Nachmittag genug sei und er seine restliche Arbeit vom Vormittag auf später verschieben könne. Kurz darauf, nachdem der Mülleimer mit Stapeln von Papier gefüllt ist, vernimmt er ein Klopfen – tok tok.

»Herein.«

Als sich die Tür öffnet, fällt ein zuvor an der Wand befestigtes Plakat zu Boden.

»Ach Porter, Sie sind's.«

Seine eingefallenen Wangen sind unverwechselbar. Elegant wie immer – mit Krawatte, Anzug und kunstvoll drapiertem Einstecktuch.

»Hey Frank, hast du mal einen Moment?«

»Ich habe gerade an ein paar komplizierten Themen gegessen, aber die kann ich auch später erledigen. Es gibt kaum was Besseres, als wenn der Chef dir sagt, dass du deine Arbeit liegen lassen sollst.«

McCray lacht; er hat Franks Humor schon immer gemocht.

»Lass uns in ein Café gehen; da sind wir besser aufgehoben als hier drin.«

Trotz der Wärme entscheidet er sich für Kaffee, denn er möchte in McCrays Gegenwart nicht zu unseriös wirken. Sie gehen ein wenig und Porter führt ihn in ein Café an der Ecke der 7th Avenue. Frank spürt den kalten Luftstrom der Klimaanlage. Im Café herrscht Getümmel; es ist immer gut besucht, egal zu welcher Zeit. Es gelingt ihnen, Platz an einem kleinen Ecktisch zu finden. Frank hat Mühe, auf so engem Raum einen Stuhl heranzuziehen und sich niederzulassen. Er überlässt McCray den Platz zum Gang.

»Bist du bereit für heute Nachmittag?«

»Es wird schon nicht so schwierig.«

»Ach, du mit deinem Optimismus wieder. Aber na ja, ich denke, dass es uns letztendlich gelingen wird, eine Menge Leute zusammenzubringen.«

»Ich werde den einen oder anderen Künstler aus Downtown herbeischaffen. Und ich habe Willem gesagt, dass er sicher an Suárez' und auch an Tharrats' Werken interessiert wäre, aber er meinte, dass er schon eine Vereinbarung mit einem Händler habe.«

An McCrays zusammengepressten Lippen lässt sich ablesen, wie sehr er das bedauert. Es wäre schön, wenn de Kooning auftauchen würde.

»Der kommt bestimmt später noch, um zu schauen.«

McCray dreht den Oberkörper zur Seite und zeigt in Richtung des MoMA-Gebäudes.

»Ich bin felsenfest davon überzeugt, dass die nicht erscheinen werden.«

»Na ja, der eine oder andere vielleicht doch, oder?«

»Darüber wollte ich mit dir sprechen.«

Er schiebt seinen Kaffee von sich, greift nach einer Serviette und wischt damit über die Tischplatte, obgleich zumindest auf

den ersten Blick kein Schmutz zu erkennen ist, bevor er seine Ellbogen darauf abstützt.

»Selz ist hart zu dir gewesen.«

»Zu Ihnen, meinen Sie.«

»Aber dir ist schon klar, dass alle um mich herum versuchen, mich einzuwickeln, und du nimmst dabei eine besondere Rolle ein.«

»Ich verstehe nicht, warum er so einen Groll gegen mich hegt.«

»Du weißt ganz genau, warum. Und eins sage ich dir: Ich finde es beschämend. Unsere kleinen Reibereien auf der Arbeit mal beiseitegelassen; damit das klar ist – beschämend.«

Er spricht über Selz' verborgene homosexuelle Neigung, und wie ihn Franks – wie soll man sagen – freigeistiges Leben durcheinanderbringt. Dessen enge Beziehungen zu Künstlern aus Downtown und in die Literaturszene, und dass die meisten dieser Künstler mit Frank befreundet sind, ist unerträglich für ihn. Selbst nach dem besten Kunststudium an den renommiertesten Universitäten der Vereinigten Staaten und in Europa kann er mit Franks umfangreichen Wissen über die wichtigsten zeitgenössischen Künstler aus Manhattan nicht mithalten. Seine Arbeit im Museum hat Selz erst vor kurzem aufgenommen, von Drexlers innenpolitischer Kampagne jedoch hat er schnellstens Abstand genommen.

Mit McCray hat Frank nie über seine homosexuelle Neigung gesprochen, doch beide wissen, dass der andere weiß, was er wissen muss, und von Zeit zu Zeit greift McCray das Thema mit exemplarischer Beredsamkeit auf.

»Die Sache wird gerade kompliziert. Ehrlich gesagt weiß ich nicht, wie lange ich das noch durchhalte.«

»Wie sollten sie Sie denn feuern? Bei dem, was Sie in all diesen Jahren geleistet haben? Denken Sie nur an die Ausstellung, die wir in Europa eröffnet haben, da haben Sie dem Museum einen riesigen Dienst erwiesen.«

»Und den Vereinigten Staaten!«

»*Maybe*? Sie werden einen Weg finden, die Sache in Ordnung zu bringen.«

McCray lehnt sich gegen die Stuhllehne zurück, seine Skepsis mit einer vielsagenden Geste unterstreichend.

»Alfred stellt sich jetzt auch gegen mich. Es heißt, wir seien ein Museum im Museum.«

»Die wollen wohl auch reisen, so wie wir.«

McCray lacht.

»Nun, da ist was dran.«

»Ja, Selz hat mir einmal gesagt, dass es so nicht weitergehen kann, dass die Verantwortung besser aufgeteilt werden muss und wir nicht mehr so eigenmächtig handeln können wie bisher. Sie können sich ja vorstellen, dass ich ihn überhaupt nicht beachtet habe, ich glaube, ich habe ihm noch nicht einmal geantwortet.«

»Es war enorm wichtig, dass diese Ausstellung erfolgreich ist.«

»Und war sie das denn nicht? Ich würde sagen, dass sie reibungslos abgelaufen ist, auch die im Guggenheim.«

»Wir haben ziemlich scharfe Kritiken erhalten.«

»Meinen Sie wegen den *Art News*?«

»Ja, genau.«

»Sie wissen doch – Politik!«

»Canaday hat uns auch nicht besonders gut davonkommen lassen.«

»Ach was, er hat uns gut dargestellt.«

Manchmal hat Frank den Eindruck, dass McCray es mit seinem Perfektionismus übertreibt.

»Kann man deinen Optimismus irgendwo kaufen, Frank?«

»Ich kann auch ganz anders, wenn Sie möchten.«

McCray winkt lachend ab.

»Ich weiß, dass das gute Arbeit war. Was ich sagen will, ist, dass wir uns in dieser letzten Phase besonders anstrengen müssen.

Ab heute Nachmittag. Wir müssen die Sache abschließen und unsere Position verteidigen.«

»So machen wir's, keine Sorge.«

»Du sollst wissen, dass ich deinen Posten auf jeden Fall sichern werde, koste es, was es wolle. Eine Sache ist, wenn ich vom Sturm mitgerissen werde – was sehr gut passieren kann – aber ihr werdet nicht mit mir gehen.«

»Ich danke Ihnen, Porter.«

»Ich bin mit Waldo schon über meinen möglichen Nachfolger im Gespräch.«

Er trinkt seinen letzten Schluck Kaffee, erhebt sich und klopft Frank auf den Rücken.

»Nun, jetzt hast du im Büro zu tun.«

»Es gibt kaum was Schlimmeres, als wenn der Chef dir sagt, dass du mit deiner Arbeit loslegen sollst.«

Wieder zurück im Büro, sortiert er nicht mehr weiter Dokumente aus. Ein Kugelschreiber in seinem Blickfeld verleitet ihn dazu, ein Gedicht zu verfassen, doch schon allein der Gedanke an sein enormes Arbeitspensum trübt seine Stimmung. Trotzdem beginnt er, über den Nachmittag nachzudenken, die fernere Zukunft hebt er für später auf. Ein Besuch von Gonzáles Robles steht an. Schon lange hat er nicht mehr von Angesicht zu Angesicht mit ihm gesprochen; er hofft, dass er nicht verdrossen ist, weil er Vela, Ferrant, Planell und Mier nicht in die Ausstellung einbezogen hat. Ach, was soll's, murmelt seine innere Stimme, als wolle er sich selbst überzeugen. Ja, er hat Suárez und Oteiza integriert, und er ist dankbar für den Hinweis, den Gonzáles Robles ihm gegeben hatte, doch er hat sie nicht nur aufgrund seiner Empfehlung genommen. Außerdem vermutet er, dass Velas Beschwerde durch Gonzáles Robles vorangetrieben wurde; er hatte ihn mit Suárez zusammengebracht. Beiden wurde nachgesagt, sie würden Feitos »lyrischen Ausdruck« und Canogars »dramatischen« künstlerisch ergänzen, *whatever*

it means. Doch in seinen Augen war Suárez im Vergleich um einiges besser; und obwohl sie in Madrid auch mit Vela um die Häuser gezogen waren (vor allem John), hatte der sich ausgeschlossen gefühlt. Noch gut erinnert er sich an den Moment, als er mit Cuixart zu Abend aß und ihm erzählte, wie halsstarrig Gonzáles Robles doch war: dass ihnen dies, das und jenes fehle. Cuixart lachte, als hätte er Mitleid mit Frank (und wahrscheinlich aus dem Überlegenheitsgefühl heraus, ausgewählt worden zu sein). Als die Desserts serviert wurden, sagte Frank – inzwischen genervt und vielleicht nicht diskret genug –, dass ihm die Liste zu lang sei, dass er nicht jeden nehmen könne und bereits viele Künstler habe. Einen Maler und einen Bildhauer, nicht mehr.

»Nun, Modest, Sie sind doch Maler. Sagen Sie mal, wen würden Sie von allen auswählen? Keine Sorge, was auch immer Sie sagen, die endgültige Entscheidung liegt bei mir.«

Wieder lachte er, als wolle er sich aus der Verantwortung ziehen, und nahm einen tiefen Zug an der Zigarette.

»Ich meine es ernst. Wenn Sie Kurator wären, wessen Werke würden Sie auswählen?«

Langsam blies er den Qualm aus. »Frank und frei – Suárez.«

Er war sich nicht sicher, ob es sich um ein Wortspiel gehandelt hatte, oder ihm unbeabsichtigt über die Lippen gekommen war, aber auf jeden Fall schien ihm die Antwort akzeptabel. Trotz Gonzáles Robles' Gespür für das Zeitgenössische (vor allem aufgrund seiner spanischen Nationalität) war er durch und durch Staatsbeamter eines autoritären, relativ veralteten Regimes (ein paar Jahrzehnte zuvor hätte Frank das Wort *Faschist* in den Mund genommen), und die mit einem solchen Status einhergehenden Umgangsformen lassen sich nicht von heute auf morgen abstreifen. Darüber hinaus wollte Frank um jeden Preis, dass die Auswahl seine persönliche Handschrift trägt. Elegant wie immer – wenn auch nach Franks Dafürhalten altmodisch gekleidet – zeigte sich in der für Gonzáles Robles

unverkennbaren, nachdrücklichen Geste, mit der er seine Anzugärmel richtete, weniger die Absicht, Details hervorzuheben, als vielmehr der Wunsch, einen sicheren und seriösen Eindruck zu vermitteln und als effizienter, vertrauenswürdiger Mann zu erscheinen.

Gleich brechen sie mit McCray zum Abendessen auf, doch er weiß nicht, ob außer Gonzáles Robles noch weitere spanische Amtsträger auf der Bildfläche erscheinen werden; diplomatische Angelegenheiten fallen in McCrays Zuständigkeitsbereich. Zumindest hofft er, dass keine weiteren auftauchen. Zudem macht es ihn wütend, vor den franquistischen Politikern gleich mit seinem strahlendsten Lächeln auftreten zu müssen, auch wenn McCray in seiner gewohnt versöhnlichen Gesinnung immer wieder sagt: *It's business, Frank.*

Bill, Patsy und (zum ersten Mal seit langer Zeit) Larry haben ihm versprochen, zu kommen. Frank hat sich vorgenommen, Bill zu provozieren, Patsy auszuhorchen und herauszufinden, *what's going on with* Larry und diesen Spaniern. Den ganzen Sommer lang gab es überall kein anderes Thema mehr als die neue spanische Kunst, und Larry ist stets neugierig auf das Unbekannte – eine Haltung, die bei der vorherigen Generation – allen voran bei Jackson – kaum vorhanden war. Natürlich hilft da auch ein Cocktail; und wie immer in solchen Situationen hofft er, dass Larry sich nicht zu sehr hineinsteigert, denn ansonsten wird das Ganze in Chaos ausarten. Wie dem auch sei – er ist froh, Patsy dabei zu haben. Insgeheim würde er gerne seine gesellschaftliche Herkunft abstreifen, die ihm jedoch durch und durch anhaftet. Wie auch immer; in diesem Fall macht er sich keine großen Sorgen, bei Franzosen wäre das etwas anderes, aber abgesehen von Gonzáles Robles' mitunter schroffen Art lassen sich die Spanier nicht so leicht aus der Ruhe bringen.

Nach einer Weile zieht er die Kopie einer Einladung aus einem Stapel Dokumente, die noch auf dem Tisch liegen.

THE MUSEUM OF MODERN ART, NEW YORK

The President and Trustees of
The Museum of Modern Art
request the pleasure of your company at
a special viewing of the exhibition
NEW SPANISH PAINTING AND SCULPTURE
on Tuesday evening, September 20th
from 6 - 8 o'clock in the Museum's
first floor gallery

Cocktails

This invitation will admit two

This exhibition has been made possible by
a grant from the C.B.S. Foundation for
continuing and strengthening the program
of the Museum's Department of Circulating
Exhibitions.

Einladung ins Museum of Modern Art